

Warum soziale Netzwerke nicht nur zur sozialen Belastung werden. Ein Beitrag aus sozialpsychologischer Perspektive.

Markus Barth

Internetbasierte soziale Netzwerke sind ein generationenübergreifendes Gesellschaftsphänomen, das zum Gegenstand einer Reihe von (sozial-)psychologischen Fragestellungen geworden ist. Die im Folgenden skizzierten Forschungsbereiche und Erkenntnisse sollen eine erste Orientierung bieten und Schlaglichter auf positive und auf negative Aspekte sozialer Netzwerke für das psychische Wohlbefinden werfen.

In Deutschland nutzten im Jahr 2012 mehr als 29,5 Mio. Menschen internetbasierte soziale Netzwerke, im europäischen Vergleich liegt die Bundesrepublik damit im Durchschnitt (statistisches Bundesamt, 2012). Von einer Randscheinung kann also keine Rede mehr sein. Auch haben keineswegs nur Kinder und Jugendliche die sozialen Netzwerke für sich entdeckt. Immer noch 57 % der Internetnutzer zwischen 25 und 44 Jahren sind in sozialen Netzwerken aktiv, bei den 45- bis 64-jährigen sind es demgegenüber 33 %.

Vor einem solchen gesellschaftlichen Phänomen kann und sollte auch die Wissenschaft die Augen nicht verschließen. Denn die Herausforderungen und Möglichkeiten, die durch die Erweiterung des menschlichen Miteinanders in den virtuellen Räumen entstehen, müssen auch von Psychologen ernst genommen werden. Welche Auswirkungen haben Aktivitäten in internetbasierten sozialen Netzwerken auf das Erleben und Verhalten des Menschen? Mag dieses Forschungsfeld auch noch etwas exotisch klingen, so ist es doch keinesfalls eine terra incognita. Eine kurze Recherche mit einschlägigen Suchmaschinen ergab über 200 Beiträge zu diesem Themenbereich in namhaften Fachzeitschriften für den Publikationszeitraum zwischen 2000 und 2013. Es darf angenommen werden, dass das psychologische Forschungsinteresse an sozialen Netzwerken in den nächsten Jahren noch deutlich zunehmen wird.

Fragestellungen gibt es mehr als genug, etwa dazu, welchen normativen Einfluss soziale Netzwerke auf unser Verhalten haben (Fournier et al. 2013),

ob soziale Netzwerke die Risiken für Kinder im Internet erhöhen (Staksrud/Olafsson/Livingstone 2013) oder unter welchen Bedingungen soziale Netzwerke Suchtpotential entfalten können (z.B. Koc/Gulyagci 2013). Doch die Forschung widmet sich keineswegs nur den vermeintlichen Gefahren, sondern auch den positiven Aspekten sozialer Netzwerke für das menschliche Befinden. Ohne die potentiell schädigenden Effekte verharmlosen zu wollen, gibt es durchaus Anlass zur Hoffnung, dass soziale Netzwerke auch zur Verbesserung individuellen Wohlergehens genutzt werden können. Dieser Beitrag verfolgt das Ziel, exemplarisch einige sozialpsychologisch relevante Facetten des Phänomens herauszugreifen und diese als Argumente in den interdisziplinären Diskurs über internetbasierte soziale Netzwerke einzubringen.

Identität und individuelles Wohlbefinden

Als einen der wichtigsten Aspekte, der von den neuen internetbasierten Möglichkeiten beeinflusst sein wird, muss die soziale Identität genannt werden. Es gehört wohl zu den einflussreichsten Erkenntnissen der sozialpsychologischen Forschung, dass die individuelle Identität noch um eine soziale oder kollektive Komponente erweitert werden muss (Tajfel/Turner 1986). Während wir uns in einigen Lebensbereichen rein personal als Individuum mit vielen einzigartigen Eigenschaften wahrnehmen, erleben wir uns gleichsam in anderen Situationen eher als Mitglieder von Gruppen. Die soziale Identität ist also der Teil unserer Identität, der sich aus den verschiedenen Gruppenmitgliedschaften ergibt, die wir durch Geburt, Sozialisation oder willentliche Entscheidung innehaben. Je stärker wir uns mit einer Gruppe identifizieren und je relevanter eine Gruppenmitgliedschaft in einer Alltagssituation wird, desto weniger erleben wir uns als Individuum und desto mehr sehen wir uns als Teil einer größeren Einheit, austauschbar mit anderen Teilen dieser Einheit, die wir als uns sehr ähnlich und mit vergleichbaren Attributen ausgestattet wahrnehmen. Die Ziele unserer Gruppe werden zu unseren eigenen Zielen und wir sind motiviert, einen Beitrag zum Erreichen dieser Ziele zu leisten. Für das menschliche Wohlbefinden von größter Bedeutung ist dabei nicht al-

lein die Frage, ob wir uns einer Gruppe zugehörig fühlen, sondern auch, wie wir diese Gruppe bewerten. Da Erfolge zumindest teilweise auch als persönlicher Erfolg erlebt werden, bedrohen im umgekehrten Fall Misserfolge das Selbstwertgefühl. Es entsteht somit die Motivation, eine positive soziale Identität zu wahren oder wieder herzustellen.

Internetbasierte soziale Netzwerke haben das Potential, bestehende soziale Identitäten noch stärker im Selbst zu verankern und neue soziale Identitäten zu schaffen. Soziale Netzwerke bieten Gruppen eine Plattform, um sich zu organisieren und auszutauschen. Nie war es so leicht, Gleichgesinnte zu finden, wobei es keine Rolle spielt, ob sich die Gemeinsamkeiten über die Freizeitgestaltung, politische Ansichten oder ein medizinisches Leiden definieren. Auch Gruppen, die sich bereits vor dem Aufkommen sozialer Netzwerke konstituierten, profitieren von der Leichtigkeit, mit der durch eine Internetpräsenz andere Menschen auf die Eigengruppe aufmerksam gemacht werden und dazu motiviert werden können, sich dieser anzuschließen. In Diskussionsforen können aktuelle Ziele einer Gruppe definiert werden, gemeinsame Aktionen können konzertiert werden. Durch den virtuellen Kontakt können Vorstellungen darüber, wie ein gutes Gruppenmitglied zu sein hat validiert und ausprobiert werden. Zuspruch und Ermutigung aus den Tiefen des sozialen Netzwerks können eigene Überzeugungen noch verstärken.

Darüber hinaus bringt das Internet auch geografisch weit voneinander entfernt lebende Menschen zusammen. Es bündelt Interessen und generiert ein Gefühl von Zugehörigkeit und eine Vorstellung darüber, dass man mit seiner Meinung nicht allein steht. Gerade dieser Wunsch, einer Gruppe angehören zu wollen ist ein starker motivationaler Motor menschlichen Verhaltens und wird etwa von Baumeister und Leary (1995) beschrieben. Kleinman (1998) untersuchte die psychologischen Effekte der Mitgliedschaft in einer online-basierten Diskussionsgruppe für Frauen in traditionell männerdominierten Berufsgruppen. Die Mitgliedschaft stärkte das Selbstvertrauen der untersuchten Personen, sie erweiterte ihre sozialen Netzwerke (hier im soziologischen Sinne gemeint) und unterstützte sowohl die Konstitution als auch die Bestätigung einer positiven sozialen Identität. Kleinman zieht den Schluss,

dass internetbasierte soziale Netzwerke ein wertvolles Angebot für Menschen darstellen, die in einem sozialen Kontext (face to face) isoliert oder marginalisiert werden. Positive Erfahrungen in sozialen Netzwerken können mit einer Vorstellung von Stärke und Überlegenheit der eigenen Gruppe einhergehen, etwa aufgrund großer Mitgliederzahlen einer Diskussionsgruppe, oder aufgrund der Ressourcen, die der Gruppe zur Verfügung stehen und die durch den Austausch über das Netz sichtbar oder sogar nutzbar werden. Dubrovsky, Kiesler und Sethna (1991) zeigen, dass computergestützte Kommunikation den Einfluss statusniedrigerer Gruppen erhöht und zu organisationaler Gleichberechtigung beiträgt. Andere Forschungsergebnisse legen nahe, dass das Internet als Kommunikationsmedium über Chats und soziale Netzwerke wie Facebook Gefühle der Einsamkeit und depressiven Verstimmung vermindern kann, sowie das Selbstwertgefühl und die Wahrnehmung sozialer Unterstützung stärken kann (Shaw/Gant 2002).

Wann werden soziale Netzwerke zur Belastung?

Internetbasierte soziale Netzwerke regen auch zu sozialen Vergleichsprozessen an. Vergleiche mit anderen Menschen leisten einen wichtigen Beitrag zur Selbstbewertung und Einschätzung individueller Eigenschaften und Fähigkeiten (Festinger 1954). Da soziale Netzwerke neben visuellen Informationen über andere Personen oft auch detaillierte Informationen zum beruflichen Werdegang, zu Interessen usw. zur Verfügung stellen, bieten sie sich für soziale Vergleiche geradezu an. Haferkamp und Krämer (2011) stellten fest, dass Personen, die die Bilder von physisch sehr attraktiven Nutzern sozialer Netzwerke betrachteten danach weniger positive Emotionen berichteten und weniger zufrieden mit ihrem eigenen Aussehen waren, als Personen, die Bilder von eher weniger attraktiven Nutzern betrachteten. Außerdem nahmen männliche Teilnehmer eine größere Diskrepanz zwischen ihrem tatsächlichen beruflichen Status und einem idealen Lebenslauf wahr, wenn sie zuvor die Profile von sehr erfolgreichen Personen betrachtet hatten. Solche Vergleiche zuungunsten der eigenen Person können einerseits zu Enttäuschung und Unzufriedenheit führen und damit das psychologische Wohlbefinden beein-

trächtigen (Higgins 1987). Andererseits können sie zu größeren Anstrengungen motivieren, den eigenen Status oder die eigenen Fähigkeiten zu verbessern.

Die neuen Kommunikationsmöglichkeiten des Internets konfrontieren die Nutzer nicht nur mit den beschriebenen positiven Seiten sozialer Interaktion. Auch in diesem Kontext können interpersonale Ablehnung und sozialer Ausschluss (in der Fachsprache auch Ostrazismus genannt, also das Ignorieren und Ausschließen von Individuen oder Gruppen durch andere Individuen oder Gruppen) eine ernstzunehmende Beeinträchtigung des psychologischen Wohlbefindens mit sich bringen. Im Kontext internetbasierter sozialer Netzwerke lassen sich für diese Phänomene leicht Beispiele konstruieren: etwa wenn E-Mails oder Chatnachrichten nicht beantwortet werden oder individuelle Beiträge in Online-Diskussionen ignoriert werden. Personen, die von virtueller sozialer Ausgrenzung betroffen sind, erleben dies als höchst unangenehm und belastend (Williams 2001). Mit Hilfe bildgebender Verfahren konnte gezeigt werden, dass bei Personen, die sozialen Ausschluss erleben, die Teile des Gehirns aktiviert sind, die für das Schmerzempfinden relevant sind (Eisenberger/Lieberman/Williams 2003). Als Reaktion auf Ostrazismus zeigen Betroffene eine stärkere Motivation, gruppendienliches Verhalten zu zeigen. Darüber hinaus zeigen sie eine erhöhte Aggressivität gegenüber anderen Personen (Buckley/Winkel/Leary 2004; Chow/Tiedens/Govan 2008).

Vereinsamen Nutzer sozialer Netzwerke?

Trotz der negativen Effekte von sozialer Ausgrenzung, die auch im Internet beobachtet werden können, bleibt festzuhalten, dass internetbasierte soziale Netzwerke einen sozialen Gewinn für das Individuum darstellen, da sie es ermöglichen, Menschen mit ähnlichen Einstellungen und Überzeugungen zu finden und somit bestehende soziale Identitäten zu stärken oder neue anzulegen. Es wird hier deutlich, dass das Engagement in sozialen Netzwerken nicht zu Lasten bestehender sozialer Beziehungen gehen muss, sondern diese sinnvoll ergänzen und auch erweitern kann. Eine Ergänzung bietet das Netzwerk durch die Möglichkeit, bestehende Freundschaften auch virtuell zu

pflügen. Empirische Daten legen nahe, dass die Mehrheit der Nutzer das Internet zum Aufrechterhalten bereits bestehender Beziehungen zu Freunden und Familienmitgliedern verwenden und sich diesen Menschen sogar näher fühlen, wenn sie mit ihnen online kommunizieren können (Valkenburg/Peter 2007). Kurzmitteilungen und die Chatfunktion ersetzen ein Telefonat oder eine SMS, es wird lediglich der Kommunikationskanal gewechselt, wobei die Frage noch zu klären wäre, ob durch diesen Wechsel Nachrichteninhalte beeinflusst werden. Im Gegensatz zum persönlichen Gespräch oder Telefonat spielen etwa nonverbale Signale bei Chatnachrichten keine Rolle. Möglicherweise lässt sich dieser Mangel teilweise durch Hilfsmittel wie Emoticons kompensieren. Vielleicht zwingt er aber auch dazu, Nachrichten auf elementare Aussagen zu reduzieren, die nicht mehrdeutig verstanden werden können.

Soziale Netzwerke können auch den Wunsch unterstützen, Kontakte zu wahren. Durch Einblicke in den Alltag alter Schulfreunde oder Kollegen (über die teils profanen Beiträge und Momentaufnahmen, die Nutzer von sozialen Netzwerken in ihren Chroniken verewigen) entsteht die angenehme Illusion, noch immer am Leben dieser Person teilzuhaben. Entgegen geläufiger Vorurteile stärkt das Internet also den Kontakt mit den Menschen in unserem Leben, seien es Freunde, Familie oder die Partner unserer romantischen Beziehungen (Subrahmanyam/Smahel 2011).

Erweiterung erfährt der zentrale Freundeskreis, der auch außerhalb des internetbasierten sozialen Netzwerkes existiert, durch reine virtuelle Freundschaften. Solche Kontakte entstehen etwa über gemeinsam genutzte Diskussionsgruppen oder Special-Interest-Bereiche. Nicht mit allen dieser Personen muss zwingend ein enger Kontakt geführt werden, es ist allerdings auch falsch anzunehmen, dass keine engen Bindungen zwischen Usern entstehen können, die sich noch nie persönlich kennen gelernt haben. Aus reinen online Bekanntschaften können face-to-face Freundschaften und sogar romantische Beziehungen entstehen (Wolak/Mitchell/Finkelhor 2002).

Bemerkenswert hoch ist teilweise der Grad der Selbstenthüllung, der etwa in Chats zu beobachten ist. Unter einer Selbstenthüllung wird die freiwillige

und bewusste Bereitstellung von Informationen über die eigene Person verstanden, die Fakten über das eigene Leben, Denken und Fühlen beinhalten. Der Austausch persönlicher Informationen fördert das gegenseitige Kennenlernen und den Aufbau wechselseitigen Vertrauens (Altman/Taylor 1973). Bei offline Beziehungen werden im Laufe der Vertiefung der Bekanntschaft immer persönlichere Informationen ausgetauscht. Ein überhöhtes Maß an Selbstenthüllung in einer frühen Phase kann die positive Entwicklung der Beziehung beeinträchtigen. Etwas anders stellt sich der Sachverhalt für soziale Netzwerke und andere Kommunikationsangebote im Internet dar: Die Anonymität des Internets hat offenbar einen enthemmenden Effekt und erhöht das Ausmaß an Selbstenthüllung (Suler 2004). Es darf spekuliert werden, ob das soziale Netzwerk mit seinen Kommunikationsangeboten damit nicht auch neue Wege für die Psychohygiene schafft. Entsprechende Untersuchungen stehen noch aus, doch kann zumindest als ein Motiv unter mehreren angenommen werden, dass Menschen intuitiv den therapeutischen Nutzen erkennen, der in der Möglichkeit liegt, vermeintlich gefahrlos persönliche Sorgen auszubreiten. Zunächst mutet es merkwürdig an, dass nicht etwa eine gute Freundin oder ein guter Freund bevorzugt werden, um sich etwas von der Seele zu reden. Doch die Aussicht auf Unverständnis für die eigene Lage und möglicherweise sogar Ablehnung oder eine negative Bewertung durch nahestehende Personen muss viel bedrohlicher wirken als ähnliche Reaktionen von einem Online-Gesprächspartner, zumal im Internet auch mit Pseudonymen gearbeitet werden kann. Durch die bewusste Wahl bestimmter Foren oder Chatrooms kann die Wahrscheinlichkeit, auf Unterstützung und positive Reaktionen zu treffen, sogar deutlich erhöht werden. Solche positiven Erfahrungen könnten das Individuum im Weiteren dazu ermutigen, sich auch außerhalb des Internets einer Vertrauensperson zu öffnen.

Die politische Dimension sozialer Netzwerke

Der Nutzen sozialer Netzwerke ist nicht durch die Möglichkeit zum Austausch über Freizeitaktivitäten und Interessen erschöpft. Mehr und mehr wird das Potential des Internets für soziale Bewegungsbeteiligung erkannt (Brun-

sting/Postmes 2002). Minoritäten können sich mit Hilfe sozialer Netzwerke effektiv organisieren, sie können Protestaktionen planen und vorbereiten, wobei diese Aktionen webgestützt oder webbasiert sein können (van Laer/van Aelst 2010). Dem sozialen Netzwerk wohnt Mobilisierungspotential inne, wenn etwa zu Kundgebungen oder anderen Aktionen (offline sowie online) aufgerufen wird. Insbesondere in Ländern mit politischen oder religiösen Restriktionen wird das soziale Netzwerk damit zum Werkzeug für Emanzipation und Freiheitsrechte. Diese optimistische Perspektive ist jedoch nur eine beliebte Annahme, die sich auf der Hoffnung nach einem politisch-gesellschaftlichen Aufbruch gründet. Demgegenüber gibt es einige wesentliche Einschränkungen, die einer umfänglichen Politisierung sozialer Netzwerke im Wege stehen. Allen voran ist der „digital divide“ (Norris 2001) zu nennen, also die Ungleichverteilung des Zugangs zum Internet. Während etwa in Nordamerika 75% der Menschen über einen Internetzugang verfügen, sind es in Afrika lediglich 5 %. Auch innerhalb einer Gesellschaft sind es insbesondere die sozial schwachen Gruppen, die über das Internet nicht erreicht werden können. Damit ergibt sich das Paradox, das jene Gruppen, die am meisten von den Möglichkeiten des neuen Mediums profitieren könnten, eben dieses Medium nicht oder nur eingeschränkt nutzen können.

Eine kritischere Betrachtung des politischen Aktivismus im Netz (z.B. McGarty/Lala/Douglas 2011) verdeutlicht noch zwei weitere Punkte. Erstens, so scheint es, müssen sich noch Prozeduren entwickeln, um Meinungen und Anregungen zu bündeln und zu einem Konsens zu finden. Häufig werden leidenschaftlich unterschiedlichste Wege und Aktionen diskutiert, die zu einem Erfolg für die Bewegung führen könnten. Ohne entsprechende Moderation stehen solche Beiträge aber nebeneinander, ohne aufeinander bezogen zu werden. Damit verliert die Bewegung an Stoßkraft. Eine besonders starke Zuspitzung der Kritik an Online Communities im Kontext sozialer Bewegungsbeteiligung verkehrt das Argument für das Internet als Mobilisierungswerkzeug in sein Gegenteil. Das Internet wird dieser Perspektive zufolge eher zu einem Werkzeug der Demobilisierung, es wird laut McGarty et al. zu einem „neuen Opium des Volkes“ und bietet die Gelegenheit, endlos persönliche Meinun-

gen abzubilden und sie den Meinungen anderer Mitglieder entgegen zu setzen. Diese persönliche Selbstdarstellung und Meinungsbekundung würde dann als gleichwertiger Ersatz für aktive Bewegungsbeteiligung akzeptiert. McGarty et al. (2011) weisen jedoch völlig zu Recht darauf hin, dass Gruppen, deren Mitglieder eine bestimmte Meinung teilen, nicht selbst aktiv in einer sozialen Bewegung sein müssen, damit sie Aktivisten hervorbringen können. Selbst wenn das Internet mit seinen sozialen Netzwerken zunächst lediglich dazu einlädt, der eigenen Meinung Ausdruck zu verleihen, so wird dieser bemerkenswerte Meinungspluralismus schließlich dazu führen, dass Gleichgesinnte aktive, handlungsorientierte Bewegungen bilden. Das Internet stellt somit den fruchtbaren Boden, auf dem die Saat der vielen, vielen Meinungen aufgehen kann.

Fazit

Es konnte gezeigt werden, dass sich sozialpsychologische Prozesse, die aus interpersonellen und intergruppalen Interaktionen hinlänglich bekannt sind, auch bei internetbasierten sozialen Netzwerken aufzeigen lassen. Diese neue virtuelle Welt erfüllt damit teilweise sehr alte Bedürfnisse, etwa das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, oder das Bedürfnis nach einem positiven Selbstwertgefühl. Nutzer aus aller Welt kommen hier zusammen, um sich auszutauschen und um neues Wissen zu erwerben. Internetbasierte Netzwerke tragen nach unserem derzeitigen Wissen keineswegs zur Vereinsamung oder sozialen Isolation bei, sondern vereinfachen im Gegenteil den Kontakt zu Freunden und Familienmitgliedern. Die Anonymität des Internets erleichtert es, selbst über schwierige und sehr persönliche Themen offen sprechen zu können. Zudem eröffnen sich durch die internetbasierten sozialen Netzwerke neue Möglichkeiten der politischen Partizipation. Diese Entwicklung nimmt gerade erst ihren Anfang. Es wird sehr interessant sein, sie in den kommenden Jahren mitzuverfolgen. So überwiegt trotz der negativen Aspekte, die selbstverständlich auch Beachtung verdienen, die Neugier und es gilt, die Frage zu beantworten, ob die sozialen Netzwerke die Hoffnungen erfüllen können, die in sie gesetzt werden.

Man kann erwarten, dass die Beliebtheit sozialer Netzwerke noch zunehmen wird. Da, wo es bereits heute freien Zugriff auf das Internet gibt, werden sie es uns zukünftig immer leichter machen, mit anderen Menschen zu kommunizieren. Durch die Verbindung mit einem Smartphone oder anderen internettauglichen mobilen Geräten wird es in absehbarer Zeit möglich sein, von überall Kontakt zu Freunden und Familienmitgliedern aufzunehmen. Wir werden die Welt einladen können, an unserem Leben teilzuhaben, in einem Umfang und einer Intensität, die bisher unmöglich schien. Doch wo endet die Freizügigkeit, mit der persönliche Informationen preisgegeben werden? Erleben wir einen gesellschaftlichen Wandel, in dessen Verlauf die Privatsphäre an Wert verliert und stattdessen die absolute Transparenz des Menschen zum neuen Prinzip erhoben wird? Das Bedürfnis nach Sicherheit könnte aber genauso gut dazu führen, dass wieder sorgfältiger darüber entschieden wird, an welcher Stelle und gegenüber welchen Personen die Anonymität vorzuziehen ist, um persönliche Interessen zu schützen. Über die Frage der Grenzen von sozialen Netzwerken werden in naher Zukunft Millionen Nutzer entscheiden müssen. Wir leben wahrhaft in interessanten Zeiten.

Literatur

- Altman, Irwin/Taylor, Dalmis A. (1973): Social penetration: The development of interpersonal relationships. New York.
- Baumeister, Roy F./Leary, Mark R. (1995): The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. In: Psychological Bulletin, 117, pp. 497- 529.
- Brunsting, Suzanne/Postmes, Tom (2002): Social movement participation in the digital age: Predicting offline and online collective action. In: Small Group Research, 33, pp. 525-554.
- Buckley, Katherine E./Winkel, Rachel. E./Leary, Mark R. (2004): Reactions to acceptance and rejection: Effects of level and sequence of relational evaluation. In: Journal of Experimental Social Psychology, 40, pp. 14-28.
- Chow, Rosalind M./Tiedens, Larissa Z./Govan, Cassandra L. (2008): Excluded emotions: The role of anger in antisocial responses to ostracism. In: Journal of Experimental Social Psychology, 44, pp. 896-903.

Dubrovsky, Vitaly J./Kiesler, Sara./Sethna, Beheruz N. (1991): The equalization phenomenon: Status effects in computer-mediated and face-to-face decision-making groups. In: *Human-Computer Interaction*, 6, pp. 119-146.

Eisenberger, Naomi I./Lieberman, Matthew D./Williams, Kipling D. (2003): Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. In: *Science*, 302, pp. 290-292.

Festinger, Leon (1954): A theory of social comparison processes. In: *Human Relations*, 7, 117-140.

Fournier, Angela K./Hall, Erin/Ricke, Patricia/Storey, Brittany (2013): Alcohol and the social network: Online social networking sites and college students' perceived drinking norms. In: *Psychology of Popular Media Culture*, 2, pp. 86-95.

Haferkamp, Nina/Krämer, Nicole C. (2011): Social comparison 2.0: Examining the effects of online profiles on social-networking sites. In: *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 14, pp. 309-314.

Higgins, Edward T. (1987): Self-discrepancy: A theory relating self and affect. In: *Psychological Review*, 94, pp. 319-340.

Kleinman, Sharon (1998): Membership has its benefits: Computer-mediated communication and social identification in an online discussion group for women in science and engineering. In: *Dissertation Abstracts International Section A*, 59.

Koc, Mustafa/Gulyagci, Seval (2013): Facebook addiction among Turkish college students: The role of psychological health, demographic, and usage characteristics. In *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 16, pp. 279-284.

McGarty, Craig/Lala, Girish/Douglas, Karen M. (2011): Opinion-based groups: (Racist) talk and (collective) action on the internet. In: Birchmeier, Zachary/Dietz-Uhler, Beth/Stasser, Garold (Eds.): *Strategic uses of social technology: An interactive perspective of social psychology* (pp. 145-171). New York.

Shaw, Lindsay H./Gant, Larry M. (2002): In defense of the Internet: The relationship between Internet communication and depression, loneliness, self-esteem, and perceived social support. In: *Cyberpsychology & Behavior*, 5, pp. 157-171.

Staksrud, Elisabeth/Olafsson, Kjartan/Livingstone, Sonia (2013): Does the use of social networking sites increase children's risk of harm? In: *Computers in Human Behavior*, 29, pp. 40-50.

Statistisches Bundesamt (2012): 53% der Internetnutzer sind in sozialen Netzwerken aktiv (Pressemitteilung vom 16.05.2012). URL: https://www.destatis.de/DE/Presse-Service/Presse/Pressemitteilungen/2012/05/PD12_172_63931.html;jsessionid=025-C603DA66A8421DFDC2282C3EEEC3E.cae2 (Download: 12.08.2013).

Subrahmanyam, Kaveri/Smahel, David (2011): *Digital youth: The role of media in development*. New York.

Suler, John (2004): The online disinhibition effect. In: *CyberPsychology & Behavior*, 7, pp. 321-326

Tajfel, Henri/Turner, John C. (1986): The social identity theory of intergroup behavior. In: Worchel, Stephen/Austin, William G. (Eds.): *Psychology of intergroup relations* (pp. 7-24). Chicago.

Van Laer, Jeroen/Van Aelst, Peter (2010): Internet and social movement action repertoires: Opportunities and limitations. In: *Information, Communication & Society*, 13, pp. 1146-1171.

Norris, Pippa (2001): *Digital Divide. Civic Engagement, Information Poverty, and the Internet Worldwide*. New York.

Valkenburg, Patti M./Peter, Jochen (2007): Preadolescents' and adolescents' online communication and their closeness to friends. In: *Developmental Psychology*, 43, pp. 267-277.

Williams, Kipling D. (2001): *Ostracism: The power of silence*. New York.

Wolak, Janis./Mitchell, Kimberly J./Finkelhor, David (2002): Close online relationships in a national sample of adolescents. In: *Adolescence*, 37, pp. 441-455.



Markus Barth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Sozialpsychologie an der Universität Leipzig. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Bereiche „Versöhnung“, „intergrupale Konfliktbewältigung“ sowie „umweltbewusstes Verhalten“.

Kontaktadresse: m.barth@uni-leipzig.de

Geben Sie bei der Zitation dieses Beitrags bitte folgende Quelle an:

Barth, Markus (2013): Warum soziale Netzwerke nicht nur zur sozialen Belastung werden. Ein Beitrag aus sozialpsychologischer Perspektive. In: Junge, Thorsten (Hrsg.): *Soziale Netzwerke im Diskurs*. URL: <http://ifbm.fernuni-hagen.de/lehrggebiete/bildmed/medien-im-diskurs>



Inhalt steht unter einer *Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Unported-Lizenz*.

URL: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>